Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 5-6

Artikel: Einewaäg: Muul, nicht Mund!
Autor: O.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419876

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

erfolg", dem „bedrohlichsten Ausblick", sowie ferner dem „äußerst" interessanten Künstler, dem „meist" geschätzten Buch; und in einem Schulaufsatz war jüngst die Faustdichtung als „höchst tief" bezeichnet, eine sprachliche Mißgeburt, die der Verwilderung des Sprachgeistes und der Vernachlässigung des Sprachgutes entsprungen ist, und für die nicht der Schüler, sondern die Welt, in der er aufwächst, verantwortlich ist.

Vielen Menschen ist es nicht genug, von einem Ereignis ergriffen zu werden; sie sind immer „tief ergriffen". Die drei gerechten Kammacher würden diesen pathetischen Zeitgenossen als zu schwach benannt erscheinen, sie müßten für sie „ungewöhnlich" oder „außerordentlich" gerecht heißen. In derselben Linie wie der Unfug des „Superlativismus" liegt es, daß das Große manchen Leuten nicht genügt, die das, was sie beeindruckt, nur noch „ganz groß" nennen. Sie denken nicht daran, daß das Große allein schon etwas Einmaliges ist, daß es keine Unterstreichung nötig hat, oft gar nicht verträgt.

Gedankenlos sehen allzu viele dieser Sprachentartung zu und machen fröhlich mit. Dabei ist es gar nicht so schwer, sich weniger übel auszudrücken. Will man zum Beispiel einmal den besondern Wert eines Menschen oder einer Sache hervorheben, kann man sich mit dem vollkommen ausreichenden „sehr" begnügen, das vor der Inflation mit Superlativen für solche Fälle allgemein in Gebrauch war und nicht verdient, vergessen zu werden.

Auch der Komparativ hat übrigens seine Tücken, die freilich harmloser sind und nicht so sehr auf dem Gebiet der sprachlichen Mißbräuche liegen als auf dem der sprachlichen Widersprüche. Ein „älteres" Fräulein ist beileibe kein altes Fräulein, also auch keines, das älter ist als alt; man meint damit vielmehr ein nicht mehr so junges Fräulein. Ein „besserer" Herr ist nicht etwas Besseres oder mehr als ein gutsituierter oder ein besonders wohlgestellter Herr, sondern einer von der Mittelsorte. Sucht man einen „jüngeren" Angestellten, so wird nicht erwartet, daß sich jemand meldet, der wirklich jünger (als jung) ist, sondern es sind nur solche gemeint, die älter sind als jung. Die Tante, die uns zu einem „kürzeren" Aufenthalt mit ihrem Besuch erfreut, verweilt nicht kürzer, sondern länger als kurz. Bei einer Hochzeit, die im „kleineren" Kreise gefeiert wird, können zehn oder auch fünfzig Gäste anwesend sein, keinesfalls sind es aber so wenig, daß der Kreis wirklich kleiner als klein ist. Aber damit streifen wir schon das beinahe metaphysische Gebiet der Relativität der Zahlengrößen, und das ist für einen Zeitungsartikel ein zu weites Feld.

Um also bei den Sprachsünden zu bleiben: ganz böse steht es mit dem Monstrum „beziehungsweise", das für manche Leute einen geradezu zauberhaften Reiz zu besitzen scheint und das trotz allen Feinden, die es sich im Laufe der Zeit erworben hat, noch nicht zur Strecke gebracht werden konnte. Selbst der Vorschlag, auf seine Verwendung eine Lustbarkeitssteuer zu erheben, hat nicht vermocht, es lächerlich genug zu machen, um es zu töten. Angesichts seiner Zählebigkeit muß man übrigens auch bezweifeln, ob die Präventivwirkung einer solchen Steuer stark genug sein würde, um eine merkliche Einschränkung seines Konsums herbeizuführen. Was das Wort „beziehungsweise" eigentlich besagen will, ist aus ihm nur mangelhaft zu erkennen. Offenbar setzt es das Bestehen einer Beziehungsmöglichkeit auf mehrere Umstände, Fälle oder Anwendungsgebiete voraus. Wer aber heute beziehungsweise sagt — oder bzw. schreibt — weiß selber in der Regel nicht genau, was er tut und weshalb er es tut: er überläßt es dem Hörer oder Leser, sich damit abzufinden. Nur gut, daß der meist aus dem Zusammenhang entnimmt oder spürt, was das Wortungetüm besagen soll. Wenn es also in einer Vereinseinladung heißt, daß „alle Mitglieder bzw. Freunde" zum Vereinsball Zutritt haben, so weiß jeder, daß der Kreis, der zum Fest Willkommenen recht weit gezogen ist. Soll eine Steuer nach amtlicher Kundmachung am Schalter der Behörde entrichtet, „bzw." auf Postscheckkonto eingesandt werden, so legt sich das jedermann so aus, daß er das Geld entweder an der Steuerkasse zahlen oder durch die Post zuschicken soll. Fast in allen Fällen, wo das schwerfällige Wortgebilde sichtbar wird, kann es, wie man sieht, durch ein einfaches „oder" oder „und" ersetzt werden.

Viele Redner, und keineswegs die schlechtesten, wissen, wenn sie den Mund auftun, noch nicht, was sie sagen werden, und sehr vielen, die die Feder zum Schreiben ansetzen, geht es ähnlich. Alle aber, die das Wort handhaben, sollten wenigstens wissen, wie zu sprechen und zu schreiben ist. Guter Stil verhilft auch zu guten Gedanken. Sorgt nur für den Pokal, der Wein wird sich schon finden. H. B.

im „Bund".

Einewäg: Muul, nicht Mund!

Das Nachwort des Schriftführers zu meinen Ausführungen in Nummer 2 der „Mitteilungen" hat mich nicht zu überzeugen vermocht, und so muß ich nochmals kurz auf diese im Grunde nicht unwichtige Frage zurückkommen.

Der Tatsache, daß in Zürich und der Ostschweiz das Wort „Muul" von gewissen Kreisen (aber doch wohl nur von einer wenig bodenständigen Minderheit) als unhöflich empfunden wird, steht die andere, nicht minder sichere und gewichtige Tatsache gegenüber, daß jeder, der unverfälschtes Berndeutsch spricht, sogar auch zu einem Bundesrat von dessen „Muul" reden darf, und daß „Mund" nun einmal im Berndeutschen wesensfremd und unecht klingt. Dies zeigt sich z. B. auch darin, daß die allermeisten Berner dem neuen Wort Mundwasser beharrlich ausweichen und dafür stets Zahnwasser sagen. Ebenso ist Mundfüüli nicht berndeutsch, sondern einzig Muulfüüli, und ich muß des bestimmtesten bestreiten, je anders gesprochen zu haben.

Der Nachweis, daß „Mund" einmal ein gut schweizerdeutsches Wort war, ist kein zureichender Grund dafür, daß wir es nun, nachdem es uns seit Jahrhunderten verloren gegangen ist, aus der Hochsprache wieder zurückholen sollen. In solchen Fragen entscheidet das Sprachgefühl und nicht die Logik. Wenn der Schriftleiter das alte Wort „Muul" nur noch in gewissen Fällen, „z. B. einem derben Buben gegenüber oder in volkstümlichen Redensarten" als nicht unhöflich weiter gelten lassen möchte, so wünscht er damit doch unzweideutig für die gewähltere Sprache dessen Ersetzung durch den hochdeutschen Ausdruck. Diese teilweise Verdrängung von „Muul" durch „Mund" würde aber dem Berndeutschen nach unserem Empfinden Gewalt antun und etwas sehr Störendes hineintragen. Immer wieder würden sich Zweifel regen, wie weit der bisher allein gewohnte Ausdruck in bezug auf Anstand und Höflichkeit noch seinen alten, vollen Wert besitze. Und wenn „Muul" nicht mehr gesellschaftsfähig wäre — darauf käme es doch bald einmal hinaus — dann würden eben auch die „Muulegge" verdächtig werden und so manche vielgebrauchte bildhafte Wendung. Sollte man also künftig etwa von „Mundegge" reden?

Man sieht, wohin dies führen müßte: Es entstünde eine zunehmende Unsicherheit und Verwirrung und damit eine ernsthafte Schädigung unseres schweizerdeutschen Sprachlebens. Das ist aber gerade, was der sprachliche Heimatschutz, für den der Schriftleiter sonst so kräftig wirkt, zu verhindern

sucht. Deshalb also, weil wir unser Schweizerdeutsch unverwirrt und unverfälscht bewahren möchten, hielt ich es und halte ich es noch für meine Pflicht, vor dem Ersatzwort „Mund" ernstlich zu warnen. O. B.

* * *

Nachwort des Schriftleiters. An der Tatsache, daß der Berner Arzt und Zahnarzt noch unbefangen bitten dürfen, „'s Muul" und nicht „de Mund" aufzumachen, ist offenbar nicht zu zweifeln, aber ebenso wenig an der Tatsache, daß in Zürich und der übrigen Ostschweiz das Wort „Muul" „von gewissen Kreisen" als unhöflich empfunden wird. Daß das aber nur „eine wenig bodenständige Minderheit" sei, muß ich entschieden bestreiten und kann das nach dem Zeugnis verschiedener Zahn- und anderer Ärzte (und um diese handelt es sich vor allem), aber auch verschiedener „Zivilisten", doch hier wohl besser beurteilen. Und da nun einmal für unser Gefühl zwischen dem menschlichen Mund und dem tierischen Maul ein wesentlicher Unterschied besteht, kann ich diese sprachliche Unterscheidung nicht bedauern, wenn auch nicht gerade empfehlen, zumal „Mund" ja, wie meine zahlreichen Beispiele zeigten, unserer Mundart gar nicht wesensfremd, sondern nur für einige Zeit verloren gegangen ist. Das Bedürfnis nach dieser Unterscheidung ist auch Sprachgefühl, freilich kein geographisch-historisches, sondern „nur" menschlich-gesellschaftliches. Daß wir „Muul" beibehalten sollen, damit ja der „Muulegge" und dergl. nicht verloren gehe, ist doch etwas viel verlangt; ebenso gut könnte man am Ende verlangen, man solle, um das Wort „Muul" vor dem Untergang zu retten, das Mündschi und das Mümpfeli in ein Müültschi und ein Müülfeli verwandeln.

Es besteht also offenbar wieder einmal ein Unterschied zwischen Bern und Zürich. Darob soll es aber doch nicht zum Bürgerkrieg kommen; wir müssen einander entgegenkommen. Einen Weg zum Frieden hat O. B. schon das letztemal gezeigt, und ich habe den Vorschlag angenommen: betrachten wir „Mund" vorläufig als Fachausdruck der Zahn- und andern Ärzte — von diesen sind wir ja wie gesagt ausgegangen. Es ist ja auch ein Unterschied, ob ich von meinem Mund oder dem eines andern spreche. Der erste ist mein Eigentum und seine Bezeichnung zunächst meine Sache; der andere gehört dem andern, und da bin ich zur Schonung seiner Gefühle verpflichtet, und es gibt eben noch wichtigere Gefühle zu schonen als das Sprachgefühl. Wenn dann mit der Zeit dieser Fachausdruck, wie dergleichen vorkommt, in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen sollte, vielleicht sogar in Bern, wo doch auch schon Anzeichen des fachlichen Gebrauchs zu beobachten sein sollen, so wäre die dadurch entstehende „Unsicherheit und Verwirrung und Schädigung des Sprachlebens" nicht so bedauerlich wie in den meisten andern Fällen, weil dem mengenmäßigen Verlust eines Wortes ein Gewinn an Ausdrucksmöglichkeit gegenüber stünde. Damit sei „Mund" nicht empfohlen, nur entschuldigt, wenigstens für Zürich und die übrige Ostschweiz. Sind wir einig?

Briefkasten.

H. Sp., Z. Sie fragen 1), ob jemand (gemeint ist offenbar einer aus der edlen Kunst der Haarpflege) tüchtig sein könne „in Dauerwellen" oder „im Dauerwellen", und 2) ob die Wörter „haarschneiden, dauerwellen" gebeugt werden wie „schriftstellern" (nach v. Greyerz: ich schriftstellere, ich habe geschriftstellert) oder wie „sacklaufen" (nach Duden: ich laufe sack, ich bin sackgelaufen) und „kegelschieben" (ich schiebe Kegel, ich habe Kegel geschoben). Nehmen wir die zweite Frage voraus; nach dem Ergebnis wird sich die erste richten.

Es ist, wie v. Greyerz sagt: Zeitwörter, die von einem zusammengesetzten Ding- oder Eigenschaftswort abgeleitet sind, werden als ein Wort behandelt. „Schriftstellern" ist abgeleitet von „Schriftsteller", also: ich schriftstellere, d. h. ich betätige mich als Schriftsteller. So bilden wir von „Schulmeister" das Zeitwort „schulmeistern", von „Ratschlag" kommt „ratschlagen", von „Lustwandel", das zum Ersatz des Fremdwortes „Spaziergang" erfunden wurde, unser „lustwandeln" usw. Man sieht sofort, daß das Beispiel „kegelschieben" nicht hieher gehört; denn es ist gar nicht von einem Dingwort abgeleitet. Es gibt keinen „Kegelschieb" (nur den „Kegelschub"); darum wird es auch nur in der Grundform als ein Wort geschrieben, im übrigen aber regelmäßig gebeugt: ich schiebe Kegel, ich habe Kegel geschoben. Ähnlich, aber nicht ganz gleich ist es mit „sacklaufen": Es gibt kein Dingwort „Sacklauf"; auch das Spiel heißt „Sacklaufen". Es ist also nicht abgeleitet und wird deshalb ebenfalls regelmäßig gebeugt: ich laufe sack, ich bin sackgelaufen. Da besteht nun freilich gegenüber „kegelschieben" ein Unterschied in der Schreibweise: „sack" wird klein und mit dem Mittelwort der Vergangenheit zusammengeschrieben, wahrscheinlich darum, weil das Verhältnis zwischen dem Dingwort „Sack" und dem Zeitwort „laufen" nicht so einfach und klar ist wie bei „kegelschieben". Die Kegel werden wirklich geschoben (wenigstens wenn man die Kugel richtig schiebt!), der Sack aber wird nicht gelaufen, sondern man läuft im Sack. Auch Schlittschuhe und Gefahren, Sturm und Spießruten werden nicht gelaufen, sondern man läuft auf Schlittschuhen, und in den Sturm und in die Gefahren, zwischen Spießruten. Merkwürdig ist nur, daß diese Wörter groß und vom Mittelwort getrennt geschrieben werden. Warum das bei „Sack" nicht so ist, bleibt vorläufig ein Rätsel.

Nun erhebt sich die Frage, ob „haarschneiden, dauerwellen" zu diesen abgeleiteten und deshalb untrennbaren Wörtern gehören wie „schriftstellern" oder zu den trennbaren wie „kegelschieben". Auch „haarschneiden" ist nicht abgeleitet und wird deshalb regelmäßig gebeugt: ich schneide Haar (oder hat man je gehört: „Ich haarschneide"?), ich habe Haar geschnitten (und nicht: „ich habe gehaarschnitten"). Aber so gut wie von „Schriftsteller" und „Schulmeister" könnte man von „Haarschneider" ein Zeitwort ableiten; das hieße „haarschneidern" und hätte den Sinn: sich als Haarschneider betätigen; es ist aber nicht üblich, und Sie fragen nach „haarschneiden" und nicht nach „haarschneidern". Etwas anders ist nun der Fall bei „dauerwellen". Das könnte eine Ableitung sein von „Dauerwelle" und würde bedeuten: Dauerwellen machen; es wäre dieselbe Bildung wie „brandmarken", d. h. Brandmarken anbringen, oder „maßregeln", d. h. Maßregeln anwenden, „wallfahrten" (neben wallfahren), d. h. eine Wallfahrt machen usw. Die Frage ist nur, ob die Leute von der Kunst der Haarpflege das Bedürfnis empfunden haben nach einem solchen Fachausdruck oder ob sie sich begnügen mit der Umschreibung „Dauerwellen machen". Da die Dauerwelle eine verhältnismäßig junge Kulturerrungenschaft ist, sind sie vielleicht noch nicht dazu gelangt oder bilden erst die Grundform, etwa in der Frage: „Können Sie dauerwellen?"; sie sagen aber kaum schon: „Ich habe gedauerwellt".

Damit ist nun auch Ihre erste Frage vorläufig gelöst. Haben die Fachleute bereits ein Zeitwort „dauerwellen", so kann man tüchtig sein „im" Dauerwellen", so gut wie im Rechnen, im Zeichnen, im Nähen, im Skilaufen usw. Andernfalls ist man es aber nur „in Dauerwellen", wie man es sein kann in einem Fach, in Handarbeiten, der Feinbäcker in Pasteten, der Schreiner in Möbeln, der Knabe im (d. h. in dem) Skilaufen. „In D." ist also sicher richtig, „im D." vielleicht.

Allerlei.

Gene- und Korporal. Der Vater: „So, am Sunntig mueß i de am Namittag i d'Generalversamlig.

Der Bub: Aber Vatti, was muesch du dert ga mache; du bisch ja nume Korporal?

Geschäftliches. Da die Hand- und die Maschinensetzervereinigung Zürich den Bezug und die Bezahlung unserer „Mitteilungen", die wir ihren angemeldeten Mitgliedern zu ermäßigtem Preise liefern, nicht gesamthaft übernehmen konnten, müssen diese einzeln einzahlen und haben deshalb einen Einzahlungsschein erhalten. Es stehen aber noch viele Beträge aus. Da sich bei deren geringer Höhe die Kosten und die Mehrarbeit einer Nachnahme kaum lohnen würden, ersuchen wir die Rückständigen dringend, die Zahlung bis 4. Juli nachzuholen, sonst könnten wir ihnen das Blatt nicht weiter liefern. Also: Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht (Zürich), Postscheckrechnung VIII 390.

Die **Rundschau 1941** erscheint nächstens.